

Friedrich Freudenthal (9. Mai 1849 – 1929)

Liebenswürdiger Realist

Er gilt als der bedeutendste Dorfgeschichtschreiber, dabei hat er eigentlich nach Höherem gestrebt. Aber Friedrich Freudenthal ist kein Schönfärber, und wer in der Politik das Kind beim Namen nennt, der kann im Kaiser-Deutschland nicht mit großen Dekorationen rechnen. So fristet der Dichter, Journalist, Bürgermeister und Bauer denn eher ein kümmerliches Dasein. Immerhin hat er der niederdeutschen – plattdeutschen – Sprache so viele Impulse gegeben, daß nach ihm die Freudenthal-Gesellschaft mit Sitz in Soltau benannt worden ist, die alljährlich einen plattdeutschen Autorenwettbewerb ausschreibt und sich der Pflege des Heidjer-Platts verschrieben hat.

Mit 57 Jahren skizziert der Dichter in seinem Heimatort Fintel sein Leben: „Meine Heimat ist das Lüneburger Land. Zu Fallingbostel im Böhmetal bin ich am 9. Mai 1849 geboren. Mein Vater besaß dort ein von den Voreltern ererbtes Anwesen, der war Maurer. ... Meine Mutter war eine Tochter des Lehrers und Küsters Friedrich Brockmann in Fintel. Im Herbst 1851, als mein Bruder August geboren wurde, kam ich zu den Großeltern nach Fintel; 1862, im Frühjahr, zogen auch meine Eltern dorthin; 1870 erwarben sie dort eine Bauernstelle.“ Die Kinder- und Jugendzeit bei den Großeltern zählt er zur glücklichsten seines Lebens, genießt die Ungebundenheit und Freiheit des dörflichen Lebens. Von der Großmutter lernt er noch vor Eintritt in die Schule das Lesen. Später „gab es fast kein Buch mehr in den Bauernhäusern, das ich nicht kannte“.

Friedrich möchte Lehrer werden. Aber diesen Beruf hat der gestrenge Vater für den jüngeren Bruder bestimmt; er hält ihn für begabter als Friedrich. Der soll in die öffentliche Verwaltung. Bald nach der Konfirmation, nämlich zu Pfingsten 1864, findet er sich als Schreiber beim Gerichtsvogt in Lamstedt bei Bremervörde wieder. Bis Ostern 1866 tut er dort Dienst, dann meldet er sich freiwillig zum 5. Hannoverschen Infanterieregiment zum Dienst. Als junger Soldat nimmt er am Feldzug in Thüringen teil und kämpft in der Schlacht bei Langensalza, in der König Georg V. – der blinde Hannover-König – sein Land an Preußen verliert.

In den Jahren 1867 und 1868 schlägt sich Friedrich Freudenthal als Postgehilfe in Welle und Scheeßel durch. Das Militär reizt ihn weiter, auch wenn es nun nicht mehr unter hannoverschem, sondern unter preußischem Kommando steht. Merkwürdig, denn Freudenthal schreibt über sich selbst: „Wir wurden ermahnt, unserem König treu zu bleiben und auszuharren in allen Wechselfällen der kommenden Zeiten, festzualten wie unsere Väter, die für ihr Welfenhaus und für ihr Vaterland in nahen und fernen Ländern kämpften und endlich siegten!“ Doch er findet sich schon bald mit der neuen Situation ab, auch wenn ihm die Großmutter einst die Worte mitgegeben hat: „Lewer nich geboren, as Heimat un Gotts Word verloren!“ So fühlt sich Freudenthal denn wohl eher als Deutscher denn als Preuße, als er sich abermals zu den Fahnen meldet, diesmal zur Feldartillerie in Stade. Hintergrund: Von einer Militärlaufbahn verspricht er sich den Zugang zu höherer Bildung.

Es brodeln in der Politik, die Franzosen sind der Feind Nummer eins für die Preußen, nein: für das preußische Kabinett unter Bismarck. Freudenthal schreibt später über den Krieg 1870/71: „Ohne Notwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz, ... auch nicht hervorgerufen durch öffentliche Meinung und Stimme des Volkes, war es ein im Kabinett als notwendig erkannter und ruhig vorbereiteter Kampf.“ Die Urheber sind ausgemacht, die Täter und Opfer ergeben sich später: Täter sind unfähige Militärs. Freudenthal beschreibt schonungslos ihre

Fehler in seinen Kriegserinnerungen „Von Stade nach Gravelotte“: „In der Garnison war uns gelehrt worden, daß Artillerie stets Infanterie und Kavallerie zur Gedeckung zugeteilt erhalte. Ich habe von dem Eingreifen einer solchen Bedeckung nichts gesehen.“ An anderer Stelle heißt es: „Die ganze Aufstellung unserer neun Batterien war eine höchst eigentümliche, wir standen bis auf die reitende Batterie am linken Flügel und die später eingetroffene 4. schwere Batterie, fast mit der linken Schulter gegen das links und rechts von Amanvillers sich ausdehnende französische Zentrum. Infolge dieser Aufstellung konnten die Franzosen von Amanvillers her unsere linke Flanke höchst wirksam beschießen, ja, die nördlich von Amanvillers stehenden Batterien konnten uns sogar in den Rücken fassen; wir standen wie auf dem Präsentierteller, von zwei, drei Seiten her kreuzten sich in unseren Batterien die Geschosse des Feindes. Ob es durchaus nötig war, eine solche Stellung zu wählen und so nahe an den Feind heranzugehen, wodurch wir gleich von Anfang an dem Infanteriefeuer desselben völlig preisgegeben waren, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden.“

Die Opfer – das sind viele tausend junge Menschen, die ihr Leben haben auf dem Schlachtfeld lassen müssen oder den Rest des Lebens als Krüppel fristen müssen. Der Journalist Freudenthal beschreibt höchst plastisch das Elend auf dem Schlachtfeld und auf den Verbandsplätzen. Das ist nichts für die Ohren der preußischen Generale, und Freudenthals Darstellung des Feldzuges klingt ganz anders als die der vaterländischen Geschichtsschreiber. Sie sind nicht vor Ort, sie glorifizieren vom Schreibtisch aus, verdrehen nach Belieben die Fakten, damit der spätere Sieg den Untertanen um so nachhaltiger in den Kopf gehämmert werden kann.

Freudenthal bringt es in diesem Krieg bis zum Obergefreiten, gehört zu einer Geschützbedienung, die bis zum letzten aushält in der Schlacht bei Gravelotte, wird selbst verwundet. Sieben Monate braucht er zur Genesung im Johanniterlazarett in Altena in Westfalen; im Sommer 1871 wird er entlassen. Er findet eine Anstellung im Kontor einer Fabrik, doch im Frühjahr 1874 zieht es ihn zurück in die geliebte Heide.

Doch die Abenteuerlust läßt den immer noch jungen Mann nicht los, er reist nach Amerika, lernt dort neben einer anderen Sprache – Englisch hat er bereits zu Hause gelernt – auch eine andere Literatur kennen. Freudenthal verschlingt die Bücher von Edgar Allan Poe und Washington Irving, von dem er einige Geschichten übersetzt. Er wohnt bei seiner Tante und seiner Cousine in New York. Eigentlich will er Louisville in Kentuck weiterziehen, vielleicht um Goldgräber zu werden. Er schreibt: „Vielleicht lohnte es sich der Mühe, wenn ich ferne Nachgrabungen anstellte, vielleicht daß sich Goldadern fänden oder doch mindestens Steinkohle oder Petroleum.“ Aber er kommt nicht zurecht mit den Menschen dort, insbesondere mit den Frauen: „Man findet drüben – in Deutschland – unter zehn eher ein liebes Frauengemüth als in diesem Lande unter hundert. Sie können sich schwerlich einen Begriff machen von der geistigen Hohlheit und Leere und der sittlichen Verderbtheit, welche in der amerikansichen Frauenwelt herrschen.“

Er kehrt zurück nach Deutschland, nimmt zunächst seine Stellung in Westfalen wieder an, doch dann bricht ein „nervöses Leiden“ durch. Er kehrt zurück, um auf dem väterlichen Hof in Fintel „bei harter ländlicher Arbeit Heilung zu suchen.“ Auf seine Heimat macht er sich seinen eigenen Reim, und im Jahr 1879 erscheint sein erstes Buch mit dem Titel „Bi'n Für“. Zehn Jahre später folgt ein weiterer Band mit dem Titel „In den Fierabendstied“.

Von 1881 bis 1884 ist er Postagent in Fintel. Ein Jahr nach Antritt dieser Stellung heiratet er Magdalene Gathmann. Von 1884 bis 1887 wird er zum Bürgermeister von Soltau berufen. Er hat keine Freude an diesem Amt. Lapidar schreibt er: „Ich gab diese Stellung auf, weil sie mir

nicht zusagte.“ Den Sommer 1888 verbringt er in Lüneburg, geht dann als Hilfsredakteur und Korrektor an eine Zeitung in Ottensen.

Danach gibt er gemeinsam mit seinem Bruder August, der tatsächlich Lehrer und später ebenfalls Journalist geworden ist, aber auch als Heimatdichter einen guten Namen hat, das Sonntagsblatt mit dem Titel „Der Niedersachse“ heraus. Die Sache scheitert, erst ein zweiter Anlauf ist von Dauer: 1895 gründet er mit seinem Bruder die Zeitschrift „Niedersachsen“ als Halbmonatsschrift.

Die Behäbigkeit, aber auch die Schlitzohrigkeit der Heidjer, Reiseberichte, Geschichtsdarstellungen: Das literarische Werk wächst. Er bleibt ein Mahner, und als der Erste Weltkrieg ausbricht, findet der Kaiser nicht die Zustimmung des Heidjers. Friedrich Freudenthal stimmt nicht in den allgemeinen dichterischen Jubel ein, er hat tiefste Bedenken und fürchtet um sein Land, orakelt von einem fürchterlichen Ende. Auf tragische Weise soll er Recht behalten.

Der Maler Frido Witte, der viele Artikel für die Zeitschrift „Niedersachsen“ illustriert hat, urteilt über Friedrich Freudenthals Werk: „Einiges ist schlecht, vor allem auch sprachlich. Aber es gibt plattdeutsche, kurze Sagen und ähnliche Schilderungen aus der Heimat, die sehr bildreich, sprachlich erträglich und reich an Empfindung für das typisch Heimatliche sind. Auch die Sprache enthält sehr viel Beobachtetes, Interessantes, Liebes und Gutes – aber es fehlt dem Dichter und auch wohl der ganzen Zeit an einer wissenschaftlichen Erfassung des Plattdeutschen. So kommt es, daß sehr oft Worte dastehen, die mit dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche gedacht sind, und daß der Zusammenklang, der Rhythmus der Sprache, empfindlich gestört wird. Trotz allem bleibt viel Gutes, Ehrliches, Wahres, und außer Freudenthal gibt es keinen Menschen, der unsere engste Heimat so typisch in literarischer Form festgehalten hat. Er steht turmhoch über den vielen, nach Verkauf dürstenden und auf Sensation oder Rührseligkeit fußenden Schreiberseelen, die ebenfalls unsere Heimat bearbeitet haben.“ Ein verhaltenes Lob auf das Lebenswerk eines Mannes, der sein Bestes gab, um die Lüneburger Heide dichterisch zu verarbeiten.